

86. Sitzung

Dienstag, den 27. Januar 2015

aus Anlass des Gedenktages für die

Opfer des Nationalsozialismus

Mainz, Deutschhaus

Gedenkworte für die Opfer der Terroranschläge von Paris

des Landtagspräsidenten Joachim Mertes3

Begrüßungsansprache

des Landtagspräsidenten Joachim Mertes4

Gedenkrede

Ruta Wermuth-Burak
Zeitzeugin und Überlebende des Holocaust10

Ansprache

der Ministerpräsidentin Malu Dreyer15

Am Regierungstisch:

Ministerpräsidentin Malu Dreyer; die Staatsminister Frau Doris Ahnen, Frau Irene Alt, Frau Sabine Bätzing-Lichtenthäler, Frau Ulrike Höfken, Frau Eveline Lemke, Roger Lewentz, Frau Vera Reiß, Prof. Dr. Robbers; der Staatssekretär Clemens Hoch.

Entschuldigt fehlten:

Die Abgeordneten Josef Dötsch, Petra Elsner, Thomas Günther, Dr. Fred Konrad, Anna Neuhof, Herbert Schneiders, Anne Spiegel; die Staatssekretäre Jacqueline Kraege und David Langner.

Rednerverzeichnis:

Frau Dreyer, Ministerpräsidentin:	5702
Präsident Mertes:.....	5697, 5704
Frau Wermuth-Burak	5700

**86. Plenarsitzung am 27. Januar 2015
aus Anlass des Gedenktages für die
Opfer des Nationalsozialismus**

Begrüßungsansprache

des Landtagspräsidenten Joachim Mertes

Beginn der Sitzung: 10:03 Uhr.

**Gedenkworte für die Opfer der Terroranschläge
von Paris**

des Landtagspräsidenten Joachim Mertes

Präsident Mertes:

Guten Morgen, meine sehr verehrten Damen und Herren! Es ist das erste Mal, dass der Landtag und die Landesregierung nach den terroristischen Anschlägen von Paris vom 7. Januar zusammenkommen. Viele Zeichen der Verbundenheit, der Trauer und des Gedenkens wurden bereits öffentlich gesetzt. Heute wollen wir gemeinsam der 17 Menschen, die bei diesen Anschlägen starben, und der Verletzten gedenken. Die ermordeten Menschen gehörten verschiedenen Religionen an, es waren Männer und Frauen muslimischen, jüdischen und christlichen Glaubens.

Dieser verabscheuungswürdige Anschlag war ein Angriff auf unsere Grundwerte, auf die Demokratie und die Freiheit, auf alles, wofür wir stehen und stehen wollen. Wir bekennen uns heute ausdrücklich zu diesen Grundwerten und bekunden unsere Solidarität mit unseren französischen Freunden, den Familien der Ermordeten und Verletzten und teilen ihre Trauer.

Der Terror wird keine Chance haben, wenn wir weiter konsequent für unsere Grundwerte eintreten und sie anwenden, mutig sind und gemeinsam bleiben, wenn wir die Freiheit und die Rechte verteidigen, die uns als Europäer verbinden. Freiheit ist ebenso wenig teilbar wie Gleichheit und ebenso wenig wie Brüderlichkeit. Das ist unser Erbe, und das ist auch unsere Zukunft. Diesen Weg weiterzugehen, sind wir den Opfern und uns selbst schuldig.

Ich bitte Sie, sich jetzt kurz von den Plätzen zu erheben, um der Opfer von Paris in einem Moment der Stille zu gedenken.

(Die Anwesenden erheben sich kurz
von ihren Plätzen und nehmen
danach wieder Platz)

Danke schön, vielen Dank.

Musik

Traditional
Oriental Hora – Gan Eydn
Arrangiert von Peter Przystaniak
„Colalaila“ classic

(Beifall im Hause)

Präsident Mertes:

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich muss ein paar formelle Sätze vorweg sagen. Ich eröffne hiermit die Plenarsitzung des Landtags Rheinland-Pfalz im Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus.

Die entschuldigten Kolleginnen und Kollegen gebe ich zu Protokoll, sodass das auch seine Ordnung hat.

Ich freue mich, dass Sie da sind, die Damen und Herren Abgeordnete, die Mitglieder der Regierung, allen voran Frau Ministerpräsidentin Dreyer.

Ich freue mich über unsere Gäste auf der Tribüne, und ich freue mich natürlich auch über Sie, unsere Musiker. Wir haben eben einmal kurz innegehalten und gefragt: Können wir denn eine so gut gemachte Musik ganz ohne Beifall hier hören? – Nein, das kann man nicht. Kunst verdient Anerkennung. Diese Anerkennung haben wir Ihnen ganz bewusst ausgedrückt.

Meine Damen und Herren, bei einer solchen Sitzung des Landtages haben wir zahlreiche Ehrengäste, zum einen den Vorsitzenden des Landesverbandes der jüdischen Gemeinden in Rheinland-Pfalz, Herrn Avadislav Avadiev, mit dem ich verabredet hatte, dass wir vorweg an die Opfer von Paris denken.

Ich freue mich, dass Herr Adelbert Heilig und seine Frau Isolde, beide Überlebende des Holocaust und Mitglieder des Ältestenrates des Vorstandes des Verbandes deutscher Sinti und Roma aus Rheinland-Pfalz, bei uns sind. Grüßen Sie Herrn Delfeld, den wir sonst immer hier begrüßen können, ganz herzlich.

Ich freue mich, dass Herr Dieter Skala und Herr Dr. Thomas Posern, die Vertreter von katholischer und evangelischer Kirche beim Land, sowie der Mainzer Domdekan, Herr Heinz Heckwolf, bei uns sind. Herzlichen Dank, dass Sie gekommen sind.

Ebenso begrüße ich Herrn Wolfgang Faller als Vertreter der Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz.

Ich freue mich, dass der Bürgerbeauftragte, Dieter Burgard, bei uns ist, der auch die verdienstvolle Arbeit als Vorsitzender des Sprecherrats der Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten- und Erinnerungsinitiativen leistet.

Ebenso freue ich mich, dass der Beauftragte der Landesregierung für Migration und Integration, Herr Miguel Vicente, sowie der Präsident des Verfassungsgerichtshofs, Herr Dr. Lars Brocker, bei uns sind.

Zahlreiche ehemalige Abgeordnete sind bei uns. An ihrer Spitze darf ich stellvertretend Herrn Dr. Alfred Beth, den Präsidenten der Vereinigung ehemaliger Mitglieder des Landtags, begrüßen.

Für die Landeshauptstadt Mainz ist Frau Beigeordnete Marianne Grosse gekommen. Seien Sie herzlich willkommen!

Einen Gast begrüße ich jetzt ganz besonders. Monsignore Klaus Mayer ist Ehrenbürger dieser Stadt. Er hat das Schicksal, über das wir heute reden, persönlich erlebt. Er ist Zeitzeuge und Pfarrer in Sankt Stephan gewesen und hat es geschafft, die Chagall-Fenster dort hinzubringen und diese Kirche zur Friedenskirche zu machen und uns zur Chagall-Stadt. Schön, dass Sie bei uns sind. Wir freuen uns immer darüber.

Eben hat das Quartett „Colalaila“ classic gespielt, das wir in seinem Temperament und in seiner Form ganz besonders begrüßen. Meine Damen und Herren, diese Musik sollten wir nicht mehr hören; das war von den Nazis vor 80 Jahren vorgesehen. Sie sehen, was uns verloren gegangen wäre. Es gibt gleich zwei besondere Stücke. Peter Przystaniak hat zwei Motive der Chagall-Fenster von Sankt Stephan sozusagen vertont, und wir freuen uns darauf, das zu hören.

Schließlich begrüße ich den Pfälzer Fotografen Martin Blume, dessen Fotos wir nach meiner Rede sehen werden. Sie werden später auf die Wand projiziert, und sie sind ein bisschen verwaschen, glaubt man im ersten Moment, aber man entdeckt in dem Moment, in dem man es durchschaut und anschaut, dass alle diese Assoziationen von Auschwitz auf einmal von Bild zu Bild irgendwie näher kommen.

Meine Damen und Herren, ich begrüße im Wappensaal eine internationale Gruppe von Geschichtsstudentinnen und -studenten der Universität Mainz zu dieser Sitzung. Seien Sie herzlich willkommen! Wir freuen uns, dass Sie Interesse zeigen.

Meine Damen und Herren, Auschwitz beginnt dort, wo geschwiegen wird, dort, wo zugelassen wird, dass Menschen bedroht oder ausgegrenzt, stigmatisiert, gedemütigt, entrechtet oder verfolgt werden. Auschwitz beginnt im Grunde im Kopf bei dem, der den anderen nicht achtet. Heute ist es möglich, diese Entwicklung vom Ende und vom Anfang her zu betrachten. Heute wissen wir, warum der 27. Januar 1945 und der 30. Januar 1933, die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler, der 9. November 1938, die Pogromnacht, und der 1. September 1939, der Einfall in Polen, und der 20. Januar 1942, die Wannsee-Konferenz, nicht voneinander getrennt werden können. Heute gedenken wir, weil Roman Herzog, unser ehemaliger Bundespräsident, diesen Tag zum Gedenktag bestimmt hat. Heute gedenken wir der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz durch die Rote Armee vor genau 70 Jahren.

Im Dom ist eine Ausstellung zu sehen, die sehr genau beschreibt, wie die russischen Soldaten auf die Menschen stießen, die noch übrig geblieben waren: 7.000. – Es ist auch nicht so, dass die Tore offen waren oder die Schlüssel irgendwo lagen. Es gab immer noch Kampf. 243 Soldaten der Roten Armee sind dabei gefallen. Das ist sicher relativ unbekannt, ich wollte darauf hinweisen, damit man es einmal weiß. Es war früh morgens um 10:00 Uhr, ein nebliger Tag, Januar, kalt, nass, so wie heute. Sie gingen dann durch das Tor hinter den Sta-

cheldraht und trafen auf eine Stätte des Leidens, der Folter und des Todes eines riesigen Ausmaßes: Allein die Lager I und II umfassten 40 Quadratkilometer. Das ist etwa das Stadtgebiet von Speyer.

Auschwitz – heute steht der Name dieser Stadt im Süden Polens als Symbol für den von den Deutschen begangenen Holocaust, für den Völkermord und den damit verbundenen größten Zivilisationsbruch der Menschheitsgeschichte, den wir zu verzeichnen haben. In Auschwitz wurden mehr als eine Million jüdische Frauen, Männer und Kinder ohne Gnade und ohne Entrinnen ermordet. Es war ein Ort der Vernichtung durch Arbeit, Gewalt, Hunger und Gas.

Heute ist Auschwitz in Polen auch das Symbol für das Martyrium der Polen unter deutscher Besatzung. Die Polen hatten im Verhältnis zu ihrer Größe als Volk die meisten Opfer. Danach kommen schon die Luxemburger, unsere Nachbarn, im Verhältnis zur Größe ihres Volkes.

Über Auschwitz nachzudenken, heißt nachzuforschen. Heute, 70 Jahre nach dem Völkermord, weiß man noch lange nicht alles, und wir schon gar nicht, über den Völkermord in Osteuropa. Millionen Juden starben in den deutsch besetzten Gebieten in Polen, der Sowjetunion, dem Baltikum, Weißrussland und der Ukraine an Orten wie Minsk, Riga und Babyn Jar bei Kiew oder in der Nähe ihrer Wohnorte. Im Mainzer Dom findet eine Ausstellung statt. Der amerikanische Historiker Snyder hat dieses Land Bloodlands – „Blutland“ – genannt, ein Streifen von der Ostsee bis zur Krim.

Auschwitz steht heute für ein Lagersystem des nationalsozialistischen Staates mit über 42.500 Einzellagern. Eines davon war Hinzert. Das wird jeder in Rheinland-Pfalz kennen. Kennen wir auch die Arbeitslager in Treiskarden und an der Autobahn in Wittlich? Auch das gehört dazu.

Es gibt Konzentrationslager und Außenlager, wie Treblinka, Chelmo, Sobibór, Belzec, „Judenhäuser“, Kriegsgefangenen- und Zwangsarbeiterlager, Zwangsbordelle, Heime für spätere Opfer der sogenannten „Euthanasie“ und andere.

Das Schweigen hat Auschwitz und den Holocaust erst ermöglicht. Wir wollen nicht schweigen. Ich danke jedem Kommunalpolitiker – unter Ihnen befinden sich viele –, die in ihren Gemeinden helfen, dass Stolpersteine für die Opfer dazu führen, das Vorhaben der Nazis zu konterkarieren. Durch Stolpersteine werden den Menschen ihre Namen zurückzugeben. Man muss wissen, die Menschen mussten sich im Konzentrationslager mit ihrer Nummer melden. Sie hatten keinen Namen mehr. Für die Stolpersteine in unseren Gemeinden ist zu danken.

Meine Damen und Herren, ich bitte Sie, sich von Ihren Plätzen zu erheben:

(Die Anwesenden erheben sich von ihren Plätzen)

Wir denken an Millionen Menschen:
– an Frauen und Männer,
– an Mädchen und Jungen,

– an Säuglinge und alte Menschen, die an vielen Tausenden Orten in Europa verfolgt, gefoltert, gequält, beraubt und ermordet wurden.

Wir denken an die Juden, die Polen, die Sinti und Roma.

Wir denken an Kriegsgefangene,
– an Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter,
– an die psychisch und physisch Kranken,
– an die oppositionellen Christen und an die Zeugen Jehovas,
– an Homosexuelle,
– an politisch Andersdenkende,
– an die Mitglieder der Frauenbewegung und des Widerstands.

Wir denken an die vielen Menschen, die nach Ansicht der Rassenideologie nicht zur „Volksgemeinschaft“ gehörten und an mehr als 42.000 Orten gequält, festgehalten, zur Arbeit gezwungen und ermordet wurden.

Wir haben uns erhoben, um zu versprechen, dass sich solches nie mehr wiederholt. Dafür wollen wir uns Tag für Tag einsetzen. Das versprechen wir.

Ich danke Ihnen.

(Die Anwesenden nehmen wieder Platz)

Der Ort Auschwitz ist heute eine staatliche Gedenkstätte. Der Ort ist zu einem Ort des Gedenkens, aber auch der Aufklärung und der Erziehung zu Demokratie und Menschenrechten geworden. Auschwitz hat mehr als eine Million Besucher im Jahr. Es ist gut, dass viele Schulen dort hinfahren.

Vor 70 Jahren fanden die Soldaten der Roten Armee – das gehört auch dazu, egal, wie die Zeiten heute vielleicht aktuell politisch sind –, die durch ihr durch die Deutschen zerstörtes Land 2.500 Kilometer bis zur Oder gekommen sind, in Auschwitz auch Überlebende vor. Welche Gefühle werden sie gehabt haben? Man hatte Auschwitz geräumt und die Leute auf Todesmärsche geschickt. Die Mehrzahl von ihnen waren Frauen.

Wir haben dies zum Anlass genommen, um in diesem Jahr besonders an verfolgte Frauen zu erinnern, insbesondere an jüdische Frauen; denn die Verfolgung machte vor ihnen nicht halt. Frauen und Kinder hatten praktisch keine Chance.

Wenn ich in den „SPIEGEL“ dieser Woche schaue, lese ich immer wieder, wie das Verfahren war, und dass Dr. Mengele bei Frauen und Kinder sofort „links raus“ sagte und sie damit zum Vergasen schickte. Es gab keinen, der seine Stimme erheben konnte.

Meine Damen und Herren, am Anfang der Nazi-Herrschaft stand die Verfolgung politischer Gegner. Am 30. Januar 1933 schon hatte das Regime politische Gegnerinnen festgenommen. Eine davon war die KPD-Reichstagsabgeordnete Franziska Kessel aus dem ehemaligen Volksstaat Hessen, wie es früher hieß, die als Folge der erlittenen Folter erblindet war. Sie starb im Untersuchungsgefängnis Mainz, dem heutigen Isenburg-Karree.

Das größte Frauenlager war das KZ Ravensbrück. Ich nenne die Namen der Reichstagsabgeordneten Elise Augustat und der Reichstagsabgeordneten Johanna Tesch. Sie starben in KZ-Haft. In Ravensbrück – wir haben die Ausstellung im Haus – waren überwiegend Kommunistinnen, Sozialistinnen, Pazifistinnen und „asoziale“ Frauen inhaftiert. Ein Fünftel der Gefangenen waren Juden. Es soll nach den Berichten von Überlebenden das Schrecklichste sein, was ein Mensch auf dieser Erde an Hölle erfahren kann.

Meine Damen und Herren, nun wende ich mich unserer Gastrednerin zu, Frau Ruta Wermuth-Burak. Sie ist als Überlebende in dreifacher Hinsicht für uns wichtig. Sie kann uns sagen, wie es war, und unter welchen Bedingungen sie überleben konnte. Sie ist Jüdin. Sie ist Polin, und sie war Zwangsarbeiterin. Ich will nicht vorwegnehmen, was Ihnen Ihre Lebensgeschichte abverlangt hat.

Sie ist in Kolomea aufgewachsen. Das gehörte früher zu Polen und gehört heute zur Ukraine. Das sind die kleinen Hinweise auf die Weltgeschichte; denn diese Menschen aus Polen sind später irgendwann in Schlesien gelandet. Sie waren Flüchtlinge wie andere auch. Frau Wermuth-Burak musste als Jugendliche Zwangsarbeit im pfälzischen Rülzheim im Landkreis Germersheim leisten.

Heute begrüßen wir auch den Ortsbürgermeister von Rülzheim, Herrn Reiner Hör. Seien Sie herzlich willkommen! Schön, dass Sie mitgekommen sind, um Frau Wermuth-Burak zuzuhören.

Es gibt ein Buch über die Lebensgeschichte von Frau Wermuth-Burak. Das Buch heißt „Im Mahlstrom der Zeit“.

Sie hat mir erzählt, dass sie von ihrem Haus aus die Schneekuppe sehen kann. Diese bildet im südlichen Polen die Grenze zum Nachbarland. Es ist der höchste Berg, der etwa 120 Kilometer südlich von Oppeln, unserer Partnerstadt und Woiwodschaft, liegt.

Liebe Frau Wermuth-Burak, wir danken Ihnen ganz aufrichtig, dass Sie die Strapaze auf sich genommen haben. Bei Damen sagt man kein Alter. Es ist schon ein außerordentliches Stück Arbeit, von Schlesien mit dem Flugzeug hierherzukommen. Wir danken auch dem Bistum dafür, dass es Frau Wermuth-Burak geholfen und unterstützt hat. Wir danken auch der eigenen Verwaltung für die Anstrengungen, um es Ihnen so angenehm wie möglich zu machen.

Auschwitz beginnt dort – so fing ich an –, wo geschwiegen wird und wo wir zu Unrecht nichts mehr sagen und bei Unrecht wegschauen. Wo müssen wir beginnen, tapfer zu sein? Ich habe kürzlich in der Zeitung gelesen, dass in Berlin jemand die Leute in der U-Bahn belästigt hat. Eine junge Frau ist aufgestanden und wurde dann niedergeschlagen. Keiner ist aufgestanden und stand ihr bei. Das geht einem schon nahe. Man weiß nur eines: Man hätte aufstehen müssen. Das wäre die richtige Reaktion gewesen.

Meine Damen und Herren, jeder von uns hat die Möglichkeit, für Freiheit, Demokratie und Menschenrechte

einzutreten. Wir müssen es dann tun, wenn es notwendig ist.

Nun kommen wir zu dem eben angesprochenen Pfälzer Fotografen Martin Blume, der „Auschwitz heute“ fotografiert hat und dessen Bilder heute in Zusammenarbeit mit der Bundeszentrale für politische Bildung an vielen Orten in Deutschland gezeigt werden. Wir tun es jetzt.

Meine Damen und Herren, ich bitte Sie, vier Minuten Geduld zu haben und sich die Bilder anzuschauen. Als ich sie zum ersten Mal sah, war ich verwirrt. Vielleicht werden Sie es auch sein. Es werden Foto für Foto Assoziationen und Erinnerungen einsetzen, wenn Sie diesen furchtbaren Platz sehen.

Bleiben wir uns dabei bewusst: Auschwitz beginnt dort, wo zu Gewalt und Unrecht geschwiegen wird.

Ich danke Ihnen.

(Beifall im Hause)

Projektion

Fotoprojekt „Auschwitz heute“ von Martin Blume

Musik

Jakob Weinberg
Canzonetta aus „Four Hebraic Pictures“
„Colalaila“ classic

(Beifall im Hause)

Gedenkrede

Ruta Wermuth-Burak
Zeitzeugin und Überlebende des Holocaust

Ruta Wermuth-Burak: Es ist mir eine Ehre, Sie herzlich zu begrüßen, meine Damen und Herren.

Ich werde jetzt ein Zitat aus Goethes „Dichtung und Wahrheit“ lesen, welches ich als Motto für meine Lesung gewählt habe. Ich meine, es entspricht sehr gut meinem Schicksal: „(...), das Jahrhundert, als welches sowohl den willigen als unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt daß man wohl sagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden seyn.“ –

Das war bei mir der Fall. Ich wurde einfach wie ein Hündchen am Genick gefasst und in den Mahlstrom des Krieges geworfen. Leider ist unsere Zeit begrenzt. Kurz so eine Geschichte wie die meine zu schildern, ist fast unmöglich. Darum hatte ich zu Hause lange überlegt, wie das doch zu machen sei. Ich bin mir im Klaren, dass Sie die Leute sind, die in diesem Land über so manche Rechte der Gesellschaft zu bestimmen haben. Darum, wenn ich auch schon alt und teilweise behindert bin, wie

Sie feststellen können, und die weite Reise für mich schwierig ist, beschloss ich, Ihre Einladung anzunehmen.

Nun bin ich hier und möchte mich entschuldigen und um Verständnis für mein unvollkommenes Deutsch bitten.

Um es irgendwie doch kurz zu machen, werde ich mich nur auf die meiner Meinung nach wichtigsten Geschehnisse aus meiner Geschichte begrenzen. Alles andere können Sie in meiner Biografie nachlesen, wenn Sie wollen.

Ich möchte nur erklären, dass meine Biografie im Polnischen heißt: Mir sind Menschen begegnet. – In Polen schreibt man die Nomen mit kleinen Buchstaben. Im Deutschen schreibt man sie mit großen Buchstaben. Ich habe speziell auch in Polnisch – das ist der Clou des Titels – die Buchstaben mit großen Buchstaben geschrieben, weil die Menschen, die mir begegnet sind, Menschen waren, die man mit großen Buchstaben schreiben kann.

Ich hoffe, dass Sie mir das nicht übel nehmen, wenn ich mir mit Spickzetteln und Lesungen aus meiner Biografie helfe.

Ich möchte nur noch bemerken, was in der Gegenwart ist, dass mit Mainz auch meine ganz anderen, sehr guten Erinnerungen verbunden sind, die sich auf die 1990iger-Jahre beziehen, nämlich die mit Dr. Stefan Heizmann, der leider verstorben ist, und den heute hier anwesenden Herrn Alois Bauer und seinen Mitarbeitern aus dem Bistum Mainz. Zusammen haben wir viele Schulen in der Region besucht, um für junge Leute über die Vergangenheit zu erzählen.

Ich begrüße auch herzlich die eingeladenen Gäste, zwischen denen auch meine ganz persönlichen Freunde sind, und ich freue mich auf die kurze Zeit, die wir zusammen verbringen können.

Nun zurück zu der schlimmen Vergangenheit: Geboren 1928 in einer kleinen Stadt an der Ostgrenze des damaligen Polens als die jüngste und einzige Tochter in einer fünfköpfigen jüdischen Familie habe ich bis 1939 eine glückliche und sorglose Kindheit gehabt. Hier darf ich mich bei der Musik bedanken, weil das eine Musik meiner Kindheit war. Danke schön.

Das aber änderte sich über Nacht mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges, als das Schicksal mich mit kaum elf Jahren in den grausamen Mahlstrom des Zweiten Weltkrieges geschleudert hat.

In Folge der Ribbentrop-Molotow-Vereinbarung geriet der Osten Polens – darunter also auch die Stadt, in der wir gelebt haben, Kolomea – unter die sowjetische Okkupation.

Die Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Wir, eine Kaufmannsfamilie, wurden durch die russischen Machthaber als Erzfeinde des kommunistischen Systems erklärt, über Nacht wurden das Hab und Gut enteignet, wir fast an die Straße gestellt und mit einer Aussiedlung nach Sibirien bedroht.

Meine Eltern waren verzweifelt. Damals haben sie gedacht, das sei das Ende ihrer Welt. Die Armen. Wie haben sie sich geirrt! Denn das wirkliche und grausame Ende kam knappe zwei Jahre später mit den Deutschen und ihrem Rassenhass. Zuerst war also der Klassenhass, und dann kam der Rassenhass.

Sie erlauben, dass ich mich hinsetze. Das ist ein schweres Kapitel, das ich jetzt zu lesen habe.

Nach einer Razzia im Ghetto im September 1942, also im Apogäum des in Osteuropa tobenden Holocausts, wurde unsere Familie im Ghetto eingesperrt.

Was war eigentlich ein NS-Ghetto? – Mein Vorredner, Herr Mertes, hat Ihnen die vielen Lager beschrieben. Die Nazis in ihrem Mörderwahnsinn haben sehr viele Arten von Lagern erfunden, in denen sie das tun konnten. Aber ein Ghetto war kein Konzentrationslager. Es war kein Gefängnis, aber auch kein Platz zum Leben. Ein Ghetto war ein Warteraum zum Tod.

Allein während dieser Razzia wurden etwa 5.000 Menschen in einen Viehwaggon in einem Zug auf eine unerhörte grausame Weise buchstäblich hineingestopft.

Ich, Vater und Mutter waren auch dabei. In dieser Zeit waren nur noch wir drei aus unserer Familie am Leben geblieben.

So – wie folgt – habe ich diese „Verladung“ in meiner Biografie geschildert: Wie lange hat das gedauert? Stunden? Eine ganze Ewigkeit? Zuletzt aber wurden die schweren Waggontüren kreischend zugezogen und mit lauten Hammerschlägen von außen plombiert. Damit schien das Schicksal der Insassen besiegelt. Wir ahnten, wohin die Reise gehen sollte. Nach Belzec in ein Vernichtungslager – eine Reise ohne Wiederkehr.

In einem der Waggon stand ich, vor Entsetzen halb gelähmt, zwischen meinen Eltern. Noch waren wir zusammen. In diesen Viehtransporter, der bestenfalls 50 Menschen aufnehmen konnte, mit Mühe vielleicht 80, waren mindestens 200 hineingepresst worden. Wir hatten uns sämtliche Kleidungsstücke vom Leibe gerissen, um etwas mehr Luft zu bekommen und nicht gleich zu erstickten oder an einem Hitzschlag zu sterben. Ich glaubte zu erstickten und wurde bewusstlos, kam wieder zu mir, kaum bewusst, was sich in dem finsternen Güterwaggon abspielte, ein Bild jenseits aller Vorstellungen vom Jüngsten Gericht.

Wie lange ging das schon? Ich wusste es nicht. Ich wusste überhaupt nichts. Immer, wenn ich das Bewusstsein für einige Momente wiedererlangte, nahm ich wahr, dass meine Eltern mit ihren Armen und Körpern eine Schutzmauer um mich formten, um mich vor dem stetig wachsenden Druck der anderen Leiber zu schützen. Mutter und Vater hatte ich es zu verdanken, noch nicht zerquetscht worden zu sein. Wir standen eng gegeneinander gepresst, nackt, und die Menschenmenge drückte uns an die Holzwand des Waggon. So hatten wir zumindest ein wenig Luft zum Atmen. Jene, die sich etwa in der Mitte des Menschenhaufens befanden, waren nicht mehr am Leben, aber ihre Körper standen

weiterhin aufrecht. Sie konnten weder fallen noch zu Boden gleiten.

Als ich wieder einmal zu mir kam, hörte ich Mama mir ins Ohr flüstern. Einigen jungen Leuten ist es gelungen, eine Öffnung in der Waggonwand herauszureißen, und sie springen hinaus. Papa und ich haben beschlossen, das Gleiche zu tun. Vielleicht werden wir umkommen; denn die Wachen schießen auf uns. Aber wenn wir bleiben, kommen wir auf jeden Fall um.

Bevor ich das Ganze richtig verstehen konnte, packten mich kräftige Hände, hoben mich hoch und schoben mich durch eine schmale Öffnung. Da hing ich nun, noch immer gehalten von den unbekannten Händen. Ich fühlte den kühlen Luftstrom, konnte endlich richtig atmen. Meine Sinne kehrten zurück. Plötzlich ließen mich die Hände los. Ich fiel in eine bodenlose Dunkelheit.

Ich habe überlebt, was Sie selber sehen können. Ich wäre imstande, noch lange über die Existenz eines von nun an gehetzten Tieres zu erzählen, das am Rande der Gesellschaft bis zum Kriegsende leben musste und nur auf sich selbst angewiesen war.

Niemand von meinen Liebsten hat überlebt. Das habe ich damals gedacht. Meine polnischen Freunde und Menschen haben mir geraten, mich freiwillig als eine polnische Zwangsarbeiterin im Dritten Reich zu tarnen. Das war einer meiner Rettungsversuche. Es ist mir gelungen, diese gefährliche Zeit buchstäblich „im Maul des Löwen“ zu überleben, indem ich vorgetäuscht habe, eine polnische Zwangsarbeiterin zu sein. Es war nicht einfach, aber es ist mir gelungen, diese Tarnung bis zum Kriegsende zu erhalten.

Unter anderem habe ich nicht weit von Mainz, nämlich in Rülzheim bei Speyer, in einer Schuhfabrik gearbeitet. Ich werde Ihnen kurz unseren Empfang in einem Zwangslager für ausländische Arbeitskräfte schildern. Dieses Lager war auch nicht gut. Das werden Sie sehen. Es war aber damals für mich in meiner Lage im Vergleich zum Ghetto ein Paradies.

Zurück nach Rülzheim. Vor unsere verängstigte Gruppe polnischer und ukrainischer Frauen stellte sich breitbeinig ein SA-Mann mit der unentbehrlichen Peitsche in seiner Hand und hielt eine Rede: Ich erwarte, dass ihr hier pflichtbewusst und effizient arbeitet, und wenn ihr euch weigert, werde ich euch schon mithilfe der Gestapo dazu zwingen. Ich habe euch gewarnt. Ab morgen früh fünf Uhr beginnt die Arbeit. – Kurz, bündig und deutlich.

Es war schwer und sehr gefährlich; denn wenn jemand, auch von meinen Leidensgefährtinnen, entdeckt hätte, dass ich eine Jüdin bin, hätte das den Tod bedeutet. Es ist mir aber gelungen. Ich habe überlebt.

Am 8. Mai 1945 ist endlich der ersehnte Tag der Befreiung gekommen. Gewöhnlich durfte eine Geschichte wie meine in diesem Moment enden. Aber mehr als ein halbes Jahrhundert später passierte etwas, was noch immer im Holocaust gesteckt hat.

Am 20. Juni 1994 war ich in meiner kleinen Zweizimmerwohnung mit Vorkehrungen für eine kurze Reise

beschäftigt. Das Telefon läutete. Ich hob ab. „Ein Anruf aus dem Ausland“, sagte die Vermittlung. In dem Städtchen hatten die Telefone noch keinen Direktanschluss an das polnische, geschweige denn an das internationale Netz, und so kamen Auslandsgespräche nur über die Vermittlung zustande.

Dieser grenzüberschreitende Anruf brachte mich nicht aus der Fassung. Seit dem Zusammenbruch des Kommunismus war meine Welt erheblich größer geworden. Ich besaß viele neue Freunde, nicht nur in Polen, sondern auch in anderen Ländern und Kontinenten. Diese Freunde hatten Gerüchte an mich weitergeleitet, nach denen einer meiner Brüder den Krieg überlebt habe und zwischenzeitlich in England verstorben sei.

Geduldig wartete ich auf die Verbindung. Im statischen Knistern und Knacken der Leitung versuchte die Stimme eines Mannes durchzukommen. Er sprach polnisch mit einem Akzent, der mir sofort das Herz erwärmte. Es war die Sprachmelodie meiner Heimat, des östlichen Grenzlandes. – Ist dort Rut Burak?“

Plötzlich überlief es mich kalt und heiß. Diese Stimme war ähnlich meiner eigenen! – „Ja, Rut Burak, geborene Wermuth“, antworte ich. Bis heute kann ich mir nicht erklären, warum ich mich auf diese ungewöhnliche Art am Apparat meldete. Niemals vorher hatte ich mich mit meinem alten, schon so lange nicht benutzten jüdischen Namen vorgestellt.

Der Mann am anderen Ende schien zu zögern. „Weißt du, wer anruft?“, fragte er schließlich. Natürlich wusste ich es nicht. Wie konnte ich? Aber ich wurde immer aufgeregter. Genau wie in diesem Moment. In der letzten Zeit hatte ich mit einem Israeli korrespondiert, der vor vielen Jahren ein Schulfreund meines Bruders Salek gewesen war. Ich dachte spontan, dass er am Telefon sei, auch wegen des vertrauten polnischen Akzents. „Bist du Bezio? Professor Dov Noy aus Israel?“ – „Nein. Ich rufe aus England an.“

Dann begriff ich plötzlich. Irgendwie wusste ich es, bevor ein Name fiel. Ich kannte niemanden in England. Wer also konnte von mir erwarten, ihn an der Stimme zu erkennen? Mein Herz schlug bis zum Hals. – „Salek!“, schrie ich in den Hörer. „Salek, Bruderherz, du lebst?“ – Sekunden verstrichen. War er es wirklich? Ich durchlebte im Zeitraffer alle nur denkbaren Gefühle: Jubel, Glück, Trauer, aber auch Angst. War er es wirklich?

„Ja, ich bin es, meine kleine Schwester.“ – Die Stimme am Telefon brach und kippte in ein herzzerreißendes Schluchzen um. Die Vermittlung schaltete sich besorgt ein: „Hallo, was ist los? Hallo, hallo, sind Sie noch da?“

Ja, ich war da, und nichts Besonders war los, nur dass sich ein Bruder und eine Schwester nach 53 Jahren wiedergefunden hatten. Beide hatten ein halbes Jahrhundert lang geglaubt, der andere habe den Krieg nicht überlebt. Nein, nichts von Belang.

Einige Tage später sind wir uns am Flughafen Heathrow begegnet. Wir haben gar nichts von der Menschenmenge um uns wahrgenommen. Nur wir zwei haben uns mit Tränen übergossenen Gesichtern eng umarmt. Wir

beide waren nicht mehr jung, beide lebensmüde. Aber ich sah in dem kahlen und bärtigen Mann den 15-jährigen Jungen mit einem dunklen Lockenschopf und er in der alten und ergrauten Frau das kleine Mädchen mit einer Schleife im Haar. In diesem Moment war aller Hass und Grimm gewichen. Doch die Trauer blieb.

Es bleibt auch die Frage: Wie wurde es möglich, dass Menschen fähig waren und immer noch fähig sind, sich gegenseitig so etwas anzutun? Diese Frage ist auch heute aktuell. Die Antwort durfte ein jeder im eigenen Gewissen suchen. Der innige Wunsch der Zeitzeugen ist, dass alle, die uns zuhören, das verstehen und es anderen weitererzählen. Darum hört auf uns. Wir sind die Letzten!

(Die Anwesenden erheben sich von den Plätzen und spenden Beifall)

Ich wollte Ihnen noch vorher sagen, dass ich Sie nicht um Beifall bitte. Ich wusste nicht, ob ich welchen haben werde. Wir wollen nur über alle Opfer, die Millionen, die nicht mehr sprechen können, erzählen. In einem von den Lagern steht heute die Inschrift: Wenn wir nicht erzählen, werden die Steine schreien. – Darum müssen wir erzählen.

Ich danke Ihnen.

Musik

Peter Przystaniak

„In the beginning“

Komposition nach Marc Chagalls Fenster „Schöpfung“,
Sankt Stephan, Mainz
„Colalaila“ classic

Ansprache

der Ministerpräsidentin Malu Dreyer

Frau Dreyer, Ministerpräsidentin:

Herr Präsident, liebe Kolleginnen und Kollegen vom Parlament und von der Regierung, sehr verehrte Ehren Gäste, liebe Repräsentanten und Repräsentantinnen der in der NS-Zeit verfolgten Bevölkerungsgruppen, sehr verehrte Herren und Damen, liebe sehr verehrte Frau Ruta Wermuth-Burak!

Auf den Tag genau 70 Jahre ist es her, dass die Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz stattgefunden hat. Allein in Auschwitz haben die Nationalsozialisten mehr als 1 Million Menschen ermordet.

Es war, es ist, und es bleibt unser aller Auftrag, die Erinnerung an die Zeit des Nationalsozialismus wach zu halten; denn von dem Wissen über das, was damals geschehen ist, hängt ab, ob die Menschen die Lehren aus dieser Zeit beherzigen.

Deshalb sind die Rückschau auf diese Zeit und auch das Gedenken an diesem Tag für unser kollektives Gedächtnis unverzichtbar.

Auch heute haben wir von den furchtbaren Jahren und den Geschehnissen während der nationalsozialistischen Herrschaft gehört: Wie es dazu kommen konnte, dass eine Gesellschaft auf einen solchen katastrophalen und mörderischen Irrweg gelangte, bis er im Zusammenbruch des Mai 1945 endete. Welche Folgen diese Jahre hatten – auf ganze Nationen ebenso wie auf so viele Einzelbiografien.

Wir haben dies Menschen wie Ruta Wermuth-Burak zu verdanken, die uns als Zeitzeugen mitnehmen in ihr Leben, ein Leben, das uns als nachgeborene Generationen – das, was sie erlebt haben – zutiefst berührt, zutiefst beschämt, auch traurig macht und uns sehr stark in die Verpflichtung nimmt.

Verehrte Frau Wermuth-Burak, Sie haben uns teilhaben lassen an Ihrem Leben, in dem Sie so viel Leid spüren und ertragen mussten, in dem Sie so viele Mitglieder Ihrer Familie verloren haben. Es ist keine Selbstverständlichkeit, es ist eigentlich geradezu eine Zumutung, über dieses Leben immer wieder zu berichten. Umso dankbarer sind wir Ihnen heute, dass Sie zu uns gekommen sind und uns teilhaben ließen; denn es macht uns so immer wieder deutlich, welche Verantwortung wir für diese Welt tragen. Herzlichen Dank an Sie!

(Starker Beifall im Hause)

Mit Ihnen wird auch das Schicksaal verfolgter Frauen im Nationalsozialismus noch einmal klar: Aus Polen stammend, jüdischen Glaubens, ein junges Mädchen und Zwangsarbeiterin – das war eine mehrfache, ganz besondere Bedrohung des Lebens. Es ist wichtig, auch Frauen als Opfer des Nationalsozialismus einen angemessenen Platz im Gedenken zu geben.

Bei vielen der Überlebenden hat es zum Teil Jahrzehnte gebraucht, bis Ihnen das bis dahin Unausprechliche über die Lippen kommen konnte oder sie ihre Erinnerungen niedergeschrieben haben.

Sie haben vor 13 Jahren Ihre Lebensgeschichte veröffentlicht. 2005 erschien die deutsche Ausgabe. Heute sprechen Sie wieder unsere Sprache, die damals so viel Furchtbares und Schlechtes für Sie bedeutete.

„Man soll sich nicht in Hass einschließen“, sagten Sie einmal. Ich habe größte Hochachtung davor, dass Sie sich geöffnet und den Menschen in Deutschland zugewandt haben. Denn – auch das ist ein Zitat von Ihnen – „ohne die Vergangenheit zu kennen, können wir die Zukunft nicht gestalten“.

Es ist eine gemeinsame Zukunft, eine europäische Zukunft, die wir gestalten wollen, damit niemals mehr nationale Alleingänge Auslöser für Krieg, Tod und Zerstörung werden können.

Ich denke dabei an die Ereignisse in dem Staat, zu dem Ihre Geburtsstadt heute gehört – zur Ukraine. Die militärische Auseinandersetzung, die Kampfhandlungen dort bereiten uns natürlich alle große Sorgen.

Deswegen will ich gerade an diesem Tag, an dem wir an die Befreiung von Auschwitz durch die sowjetischen

Truppen erinnern, diese gefährliche Entwicklung ansprechen. Mein Appell geht an alle Beteiligten, die Chance des friedlichen Dialogs zu nutzen.

Verehrte Frau Wermuth-Burak, Sie zeigen in eindrucksvoller Weise, was durch den Dialog an Verständigung zu erreichen ist. Gerade dann, wenn Sie junge Menschen erreichen, ist das von unschätzbarem Wert. Auch dafür will ich Ihnen noch einmal sehr, sehr herzlich danken.

Ich wünsche Ihnen – ich denke, ich darf das hier im Namen aller, die heute hier sind, sagen – von Herzen alles Gute, vor allem Gesundheit und weiterhin auch viel, viel Kraft, den Menschen von Ihnen zu erzählen, auf dass daraus Gutes in Gegenwart und in Zukunft entstehe. Alles Gute für Sie!

Meine sehr verehrten Herren, meine sehr verehrten Damen, am 8. Mai vor 70 Jahren endete der Zweite Weltkrieg in Europa. Uns Deutschen öffnete das Ende der dunkelsten Phase unserer Geschichte die Tür zu einer beispiellosen Entwicklung.

Die gelungene Demokratisierung Deutschlands, seine Westeinbindung und das Zusammenwachsen Europas waren Voraussetzungen dafür, dass unser Land seinen Weg erfolgreich gehen konnte. Vor 25 Jahren haben wir mit Mauerfall und Wiedervereinigung das glückliche Ende der Teilung unseres Vaterlandes erlebt.

Ein Weiteres kommt hinzu. Wir haben aus unserer Vergangenheit Lehren gezogen. Dazu zählt das Bewusstsein, dass Krieg kein Mittel der Politik ist. In gleicher Weise wissen wir, dass unser Staat wehrhaft sein muss gegen jene, die sich gegen die freiheitlich-demokratische Grundordnung stellen. Jeder Einzelne und jede Einzelne davon ist einer oder eine zu viel.

Was vor 70 Jahren galt, gilt heute genauso wie in Zukunft: Frieden und Freiheit müssen gewollt sein und konsequent durchgesetzt werden. Sie sind keine Geschenke des Himmels, sondern Früchte harter Arbeit. Sie sind nur von Dauer, wenn wir uns täglich aktiv darum bemühen.

Es ist aber auch richtig, dass in einer zusammenwachsenden und immer mobiler werdenden Welt Krisensituationen kaum mehr isolierte Ereignisse sind. Deren Folgen sind immer häufiger unmittelbar bei uns zu spüren.

Die Themen Zuwanderung, Migration, Integration und Asyl gewinnen immer stärker an Bedeutung. Die weitaus meisten unter uns sind fast täglich in diesen Diskussionsprozessen eingebunden, und das in einem Land, in dem heute rund 16,5 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund leben. Das ist mehr als ein Fünftel unserer Bevölkerung.

Verehrte Herren und Damen, ich will, dass alle unsere Mitbürger und Mitbürgerinnen, genauso wie die, die neu zu uns kommen, Deutschland und Rheinland-Pfalz als Heimat empfinden, als Land, das für Offenheit, Toleranz und Hilfsbereitschaft in Not steht.

In der Lebensgeschichte von Frau Wermuth-Burak gibt es immer wieder Episoden, in denen sie Hilfe in höchster

Not erfahren hat. Es ist ein Akt der Mitmenschlichkeit, andere nicht alleine zu lassen, sondern sich um die zu kümmern, die Hilfe nötig haben. Es sollte uns allen eine Verpflichtung, eine Selbstverständlichkeit sein.

Vergessen wir nicht: Niemand wird als Flüchtling geboren. Es sind allzu oft entsetzliche Umstände, die die Menschen aus ihrer Heimat treiben.

In der Tat: Wir erleben eine große Hilfsbereitschaft, ein großartiges Engagement von vielen Menschen in unserem Land. Auch das ist etwas, was uns viel Zuversicht geben kann und für das wir sehr, sehr dankbar sind.

Wir erleben in diesen Tagen und Wochen aber auch, dass im Namen eines rückwärtsgewandten Verständnisses von Nation und Kultur die schwarz-rot-goldene Fahne geschwenkt wird, eines Verständnisses, das allzu schnell die Grenze vom Patriotismus zum Chauvinismus zu überschreiten droht.

Schwarz-rot-gold sind die Farben der Demokratiebewegung von 1832, die Farben von Hambach. Hier im Saal hängt ein Original dieser Fahne. Die Farben sind von den Nationalsozialisten verpönt und bekämpft worden, weil diese die Idee von Einigkeit, Recht und Freiheit symbolisieren – und das seit mehr als 180 Jahren.

Heute stehen diese Farben für die Einheit unserer Nation, aber eben auch für das Recht und die Freiheit aller Bürger und Bürgerinnen auf individuelle Entfaltung, sei dies in politisch-weltanschaulicher, religiöser oder anderer Hinsicht.

Deutschland als Einheit in Vielfalt – das ist das Bild eines modernen Staates, einer pluralistischen Gesellschaft. Das ist die Zukunft dieses Landes, an die ich glaube und die es wert ist, sich jeden Tag aufs Neue für sie einzusetzen.

Weit entfernt davon, geradezu unsäglich ist hingegen das Verhalten des Pegida-Gründers. Was wir in der vergangenen Woche mit seiner Maskerade als Hitler erleben mussten, ist an Peinlichkeit kaum zu überbieten. Mehr noch: Es ist eine Schande. – Das spüren wir an einem Tag wie heute ganz besonders deutlich.

Die schrecklichen Attentate in Frankreich Anfang des Monats haben auch uns zutiefst betroffen gemacht. Die Menschen haben klug und besonnen reagiert. Ich danke allen Bürgern und Bürgerinnen von ganzem Herzen, die in Rheinland-Pfalz in vielen Städten, an den unterschiedlichsten Orten und auf unterschiedlichste Weise ein Zeichen gesetzt haben, nämlich das Zeichen, dass wir uns nicht von Fanatismus einschüchtern lassen.

Wir stehen für eine tolerante Gesellschaft. Wer hier lebt, soll frei von Angst seine Meinung äußern können, im Privaten und in der Öffentlichkeit und in Wort und Bild.

Wer zu uns kommt und sich zu den Werten von Freiheit und Demokratie bekennt, ist hier willkommen.

Verteidigen wir diese Werte und tragen sie gemeinsam in die Zukunft. Es lohnt jede Anstrengung,

- damit Hass, Gewalt und Intoleranz keine Chance haben,
- damit sich die Katastrophe aus NS-Diktatur und Zweitem Weltkrieg niemals wiederholt,
- damit von unserer Nation und den Menschen, die sich zu ihr bekennen, Gutes ausgeht, und
- damit die Worte von Ruta Wermuth-Burak nicht zu Sandkörnern im Mahlstrom der Zeiten werden, sondern auf Dauer reiche Früchte tragen.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit.

(Beifall im Hause)

Musik

Peter Przystaniak
„Leading by the light“
Komposition nach Marc Chagalls Fenster
„Dein Wort ist meines Fußes Leuchte“
Sankt Stephan, Mainz
„Colalaila“ classic

(Beifall im Hause)

Präsident Mertes: Meine Damen und Herren, ich schließe damit die Sitzung. Ich bedanke mich bei Ihnen allen, unseren Gästen, den Abgeordneten, den Mitgliedern der Landesregierung und den Musikern, die uns einen ganz neuen Ton in den Landtag gebracht haben, der auch zu dieser Veranstaltung gepasst hat. Unser Dank geht ganz besonders an unsere Gastrednerin.

Wir haben die Gelegenheit, in der Lobby noch Gespräche zu führen und etwas zu uns zu nehmen. Herzlichen Dank, dass Sie alle gekommen sind und für die Art und Weise, in der die Veranstaltung stattgefunden hat.

Ich bedanke mich.

(Beifall im Hause)

Ende der Sitzung: 11:28 Uhr.